

Der Bedun

Ein neues Leben

© 2022 Susanne Zankl

Lektorat: Sandra Menzel und Hassan Najeh

Umschlaggestaltung: myMorawa

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99139-145-6 (Paperback)

978-3-99139-143-2 (Hardcover)

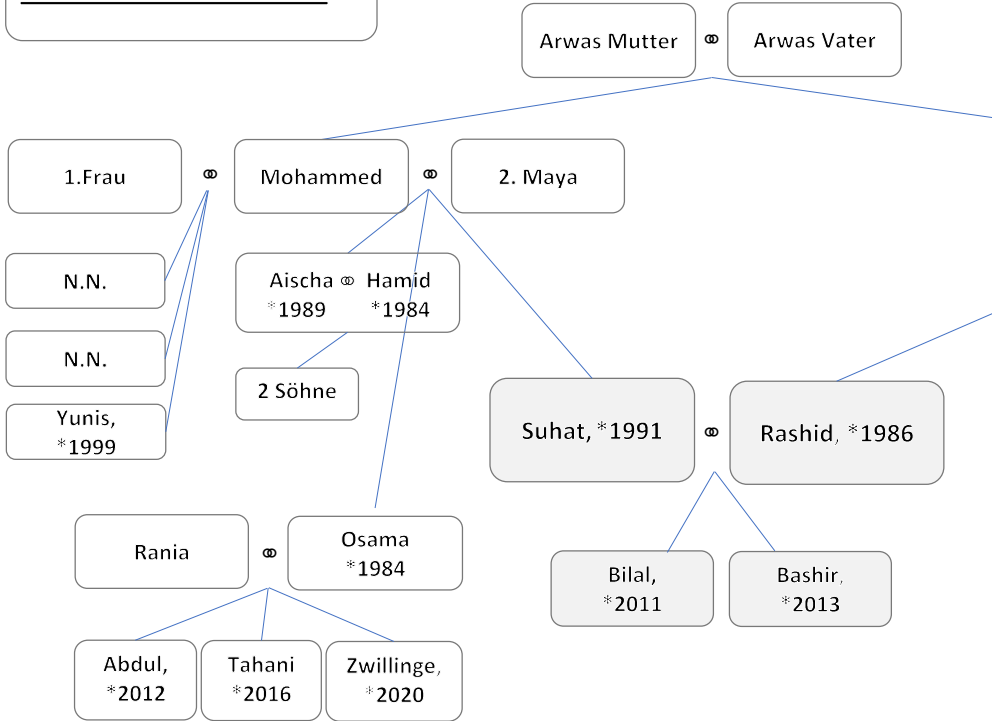
978-3-99139-144-9 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meinen Vater

Rashids Familie



„Der Name eines Bedun ist mit Bleistift geschrieben
und kann leicht ausgeradiert werden.“

(Redewendung, die kuwaitischen Regierungsbeamten zugeschrieben
wird)

Menschenrechtsorganisationen fordern seit Jahren das Ende der Diskriminierung der staatenlosen Bevölkerung Kuwaits, der Bedun. Trotz mehrfacher Ankündigungen der Regierung ist bisher wenig geschehen und nach wie vor leben viele dieser Volksgruppe in einem der reichsten Länder der Welt in prekären Verhältnissen und leiden unter massiven Einschränkungen und Willkür der Behörden in Bezug auf den Zugang zu Gesundheitsversorgung, Bildung, Beschäftigung oder die Ausstellung von Dokumenten. Vor allem „unregistrierte Bedun“, so genannte „Bedun Bedun“, denen die kuwaitische Regierung eine andere Staatsbürgerschaft und einen - oft auch seit Generationen - illegalen Aufenthalt im Emirat unterstellt, sind zu einem sehr hohen Prozentsatz arbeitslos und von der Unterstützung karitativer Organisationen abhängig. Erst mit dem arabischen Frühling 2011 begann sich in Kuwait eine Protestbewegung der Bedun herauszubilden, deren Höhepunkt zuletzt 2019 mit dem Selbstmord eines jungen Staatenlosen erreicht war, dem es nicht gelang, Ausweispapiere zu erhalten, die ihm ein Studium oder eine Arbeit ermöglicht hätten.

England 2019

Rashid saß auf einer weißen Plastikbank der Ankunftshalle des Londoner Flughafens Heathrow, den kleinen Koffer, den ihm die belgischen Freunde zum Abschied geschenkt hatten, zwischen den Beinen. Das Gewimmel der Menschen um sich herum und den herrschenden Lärmpegel hatte er ausgeblendet, den Blick hinter den Sonnenbrillen nach innen gerichtet.

Ein großer, hagerer Mann mit einer karierten Schirmkappe und roten Sneakers hatte sich auf den Platz neben ihm gesetzt, ihm kurz zugewinkt und sofort umständlich in seiner großen Reisetasche zu kramen begonnen. Der schrille Klingelton eines Handys erleichterte den Suchvorgang und nach dem vierten Läuten zog er es aus einem linken Seitenfach.

Von der danach geführten Unterhaltung konnte Rashid kein Wort verstehen, es war eine ihm völlig unbekannt Sprache. Er selbst hatte sicherheitshalber alle Dateien auf seinem Handy gelöscht, vielleicht würde die Polizei es ja auslesen, und er wollte keine Fehler machen.

Rashid blickte auf seine Armbanduhr. Zehn Minuten noch, dann würde er den Weg zur Passkontrolle antreten und hier in Großbritannien um Asyl ansuchen. Wieder rumorte es in seinem Bauch und zum dritten Mal seit der Landung begab er sich zu der Toilette am linken, hinteren Ende der großen Halle. Er hätte das Sandwich im Flugzeug nicht essen sollen, er hätte gar nichts essen sollen, die Aufregung und Nervosität tat seinem

Magen nie gut.

Pierre, der Schlepper, der ihm und den anderen Illegalen die falschen Personalausweise, mit denen sie durch die Passkontrolle in Köln geschleust worden waren, schon im Flugzeug wieder abgenommen hatte, und der sich wahrscheinlich schon auf dem Rückflug befand, hatte ihnen eingeschärft, mindestens eine halbe Stunde zu warten und dann erst die Passkontrolle aufzusuchen. Die anderen aus der Gruppe konnte Rashid nicht mehr entdecken, vielleicht waren sie schon gegangen oder im Menschengewimmel untergetaucht. Selbst den Glatzköpfigen hatte er aus dem Blickfeld verloren.

Er straffte den Oberkörper, atmete tief durch und stand auf. Ein letzter Blick auf die Uhr und er setzte sich in Bewegung. 'Pass control' - das grün leuchtende Schild hätte er gar nicht gebraucht, der ununterbrochene Menschenstrom zeigte klar auf, in welche Richtung er sich wenden musste. Aus den Augenwinkeln betrachtete er die Menschen um sich herum, instinktiv auf der Suche nach sympathisch wirkenden Leuten, vor denen er an die Passkontrolle treten würde. Er wollte nicht vor einem Geschäftsreisenden zu stehen kommen, die hatten es immer eilig und würden sehr ungeduldig und ungehalten werden, wenn sie hinter ihm warten müssten, weil er kein gültiges Reisedokument besaß.

Sein Blick streifte eine unsicher um sich blickende Frau unbestimmten Alters. Sie war rechts von ihm in die Schlange getreten, die sich auf die automatischen Schranken zubewegte. Er hatte gemerkt, dass sie Angst vor ihm hatte und verlangsamte seinen Schritt.

Es war ihm schon in Österreich aufgefallen, dass es viele Menschen vor

allem ältere Frauen gab, die dunkelhaarigen, fremdländisch wirkenden Männern mit Skepsis und Vorbehalten begegneten. Die jeweils in den Tageszeitungen groß aufgemachten Taten einzelner krimineller Asylwerber verschlechterten ihr aller Image. Manche Europäer sahen in allen Migranten Terroristen. Anfangs hatte er es nicht verstanden, wollte nicht begreifen, dass er hier genauso von der nationalen Bevölkerung ausgestoßen wurde, wie es seine Familie als Bedun schon in Kuwait gewesen war. Mit der Zeit hatte er sich damit abgefunden und sich auf die wenigen Personen konzentriert, die ihn einfach ohne viel Nachfragen akzeptiert hatten, oder war unter seinesgleichen in der Asylunterkunft geblieben. Mimi war eine der ersten Österreicherinnen gewesen, die sich wirklich für ihn als Mensch zu interessieren schien. Der Gedanke, dass er sie vielleicht nie mehr wiedersehen würde, schmerzte ihn, und er verwarf ihn sofort wieder. „Wir sehen uns wieder“, hatte sie ihm nachgerufen, am Bahnhof in Wien, und er glaubte ihr.

Ein junger Mann mit einer runden Brille und einem dunkelblauen T-Shirt, auf dem ein großes, weißes „Hello“ prangte, war hinter Rashid zu stehen gekommen. Er sah sympathisch aus.

Die Passkontrolle bestand aus einer automatischen Klappe, die sich erst öffnete, wenn der Ausweis an den Scanner gehalten wurde. Rashid hatte kein Dokument. Er blieb vor der Klappe stehen, hob die Hände und sagte laut und deutlich in Richtung des Uniformierten, der etwas gelangweilt hinter der Kontrollsäule stand: „No Passport, no document! Asylum please!“

Die Menschenreihe hinter ihm wuchs an, eine Frau seufzte genervt, der

junge Mann mit der Brille nahm seinen Rucksack ab und stellte sich bequem hin. Er machte sich offensichtlich auf eine längere Wartezeit gefasst, doch der Uniformierte hatte schnell reagiert. Er winkte Rashid ganz nach rechts zu einer Klappe, die er mit einem Knopfdruck öffnete und übergab ihn einem Polizisten, der ihn in einen Raum brachte, in dem bereits die Glatze und die Familie saßen, die mit dem gleichen Schlepper wie er selbst gekommen waren.

„Language?“, fragte der Polizist.

Rashid verstand nicht.

„Arabic? Farsi?“ Der Polizist versuchte es auf gut Glück.

„Arabic“, beeilte sich Rashid zu sagen.

Es dauerte fast eine Stunde, bis er gemeinsam mit den anderen im Raum befindlichen Personen, deren Zahl in dieser Zeit noch erheblich gestiegen war, in einen Bus verfrachtet und zu einer Polizeistation gebracht wurde. Dort wurden ihnen die Fingerabdrücke abgenommen und sie mussten wieder warten.

Während der letzten Wochen bei Ibrahim und Belle hatte er immer und immer wieder darüber nachgedacht, wie er sein Asylansuchen hier formulieren sollte ohne Gefahr zu laufen, dass sie ihn nach Österreich, in eines der sogenannten „Ausreiselager“ oder schlimmer noch, in den Irak zurückschicken würden, wo ihn das Militärgericht erwartete.

„Sie glauben dir nicht,“ hatte Mimi, seine Wiener Sprachtrainerin, ihm erklärt. „Du hast einen -abgelaufenen- irakischen Reisepass und einen irakischen Staatsbürgerschaftsnachweis. Sie glauben dir nicht, dass du staatenlos bist, und sie glauben dir auch nicht, dass du verhaftet wirst,

wenn du in den Irak zurückgehst.“ Er hatte keinen Haftbefehl vorlegen können und den Behörden in Österreich auch nicht verständlich machen können, dass er selbst nicht genau wusste, ob ihn das Land, in dem er aufgewachsen war, nun als seinen Staatsbürger anerkannte oder nicht. Die Tatsache, dass er mehr als zwei Drittel seines Lebens im Irak verbracht hatte und seine Familie nach wie vor dort lebte, spielte dabei keine Rolle, ebenso wenig, dass er sich sogar dann noch als Iraker gefühlt hatte, als ihm die Behörden die Verlängerung seines Reisepasses aufgrund des neuen Staatsbürgerschaftsgesetzes und seiner kuwaitischen Geburtsurkunde, die ihn als „Bedun“ auswies, verweigert hatten.

Vier Jahre hatte er in Österreich verbracht in der Hoffnung, dort ein Bleiberecht zu erhalten, seine Familie zu sich holen und sich ein neues Leben aufbauen zu können. Er hatte Deutsch gelernt, Kurse und Sprachtrainings besucht, eine Ausbildung zum Staplerfahrer gemacht und ehrenamtlich in der Alten- und Behindertenhilfe gearbeitet. Dann war sein Asylansuchen endgültig abgelehnt worden.

Jetzt, vor der ersten Einvernahme in England, hatte er noch mehr Angst etwas Falsches zu sagen, was ihm später wieder vorgehalten und zum Verhängnis werden könnte. Immer und immer wieder ging er in Gedanken durch, was er sagen wollte. Nicht zu viel und nicht zu wenig. Irgendwann, Rashid hatte das Zeitgefühl verloren, wurde er in einen Raum geführt, in dem ein unfreundlich wirkender, älterer Mann mit Kopfhörern an einem Schreibtisch saß und den Eintretenden mit einer ausholenden Geste auf dem Sessel ihm gegenüber Platz zu nehmen hieß.

„Morning“, brummte er dabei und übergab Rashid einen Telefonhörer.

„Hallo? Hallo?“, hörte er eine männliche Stimme am anderen Ende der Leitung.

„Ja?“

„Ich bin Bador, der Dolmetscher.“

„*Salam aleikum*.“ Rashid rückte näher an den Tisch und stützte die Hand, in der er den Telefonhörer hielt, mit dem Ellbogen ab. Er zitterte ein wenig.

„Ich stelle dir jetzt Fragen, die du wahrheitsgemäß zu beantworten hast. Am Ende erhältst du ein Gesprächsprotokoll in Papierform. Lies es dir gut durch, du hast dann zwei Wochen Zeit, um allfällige Fehler zu korrigieren. Hast du mich verstanden?“

Bador sprach deutlich und langsam.

„Ja.“ Rashid hatte erleichtert den heimischen Dialekt erkannt und das würde der Dolmetscher bei ihm auch.

„Name, Geburtsdatum, Geburtsort, Angehörige,...“

Die nächste halbe Stunde verging mit dem ihm seit Österreich schon vertrauteren Frage-Antwort-Spiel um seinen Identitätsnachweis und die Hintergründe seines Asylansuchens. Er versuchte sich alles so in Erinnerung zu rufen, wie er es sich vorgenommen hatte. Die Unsicherheit der ersten Minuten legte sich bald. Bador war freundlich am Telefon und auch der müde englische Beamte lächelte hin und wieder, offensichtlich über eine Bemerkung des Dolmetschers.

Nach der Schilderung seiner Flucht aus dem Irak fragte dieser:

„Wo warst du die letzten Jahre seit 2015?“

„In Österreich,“ antwortete Rashid wahrheitsgemäß. Die folgenden Fragen bezogen sich auf sein Asylverfahren in Wien und auf die Wege seiner Flucht bis hierher. Er musste nichts erfinden, nur Manches weglassen. Er habe es zuerst mit dem LKW von Frankreich aus versucht, gab er zu Protokoll, als das nicht geklappt habe, sei er schlepperunterstützt mit einem falschen Personalausweis gekommen. An den Namen auf dem Ausweis könne er sich nicht mehr erinnern, nur, dass es ein französischer Name gewesen sei.

„Hast du Verwandte hier?“

„Ja, einen Onkel mütterlicherseits.“

„Wieviel Geld hast du bei dir?“

Rashid legte die Banknoten auf den Tisch. „350 Euro.“

Der Polizeibeamte tippte mit dem Zeigefinger ein letztes Mal auf die Tasten seines Computers und hob mit einer offensichtlich an den Dolmetscher gerichteten Erklärung an.

„Ja, ja, ich weiß schon,“ meinte dieser und zu Rashid: „Du kannst jetzt gehen. Du hast Geld, such dir ein Zimmer oder geh zu deinen Verwandten. Wenn dein Geld aufgebraucht ist, kannst du dich hier melden: Homeoffice. Die helfen dir weiter. Das steht alles in der Mappe mit den Unterlagen, die du gleich bekommen wirst. Und lies dir das Gesprächsprotokoll durch, für Ergänzungen oder Korrekturen hast du zwei Wochen Zeit. Meine Telefonnummer steht ganz am Ende des Protokolls. Zu einem späteren Zeitpunkt wirst du dann ausführlich vernommen werden. Alles Gute einstweilen, mein Freund.“

Damit hatte Bador aufgelegt.

Rashid betrachtete den Ausdruck, den ihm der Beamte, der nun die Kopfhörer abgelegt hatte, über den Tisch reichte. Ja, ganz am Schluss war eine Telefonnummer angeführt.

„Unterschreiben!“ Der Polizist deutete auf eine Stelle am rechten, unteren Rand des Papiers und hielt Rashid einen Kugelschreiber hin. Dieser setzte seinen Namenszug an die ausgewiesene Stelle und nahm eine blaue DIN-A4 Mappe in Empfang. Wahrscheinlich waren darin die Informationen, von denen Bador gesprochen hatte.

Mit einem etwas freundlicheren „Okay, bye bye“ wurde er des Raumes verwiesen.

Er stand ein bisschen benommen auf. Es waren so viele Informationen auf einmal und irgendwie war ihm das alles zu schnell gegangen. Wo sollte er jetzt hin?

Innerhalb von einer halben Stunde hatte er seine Aussage gemacht und stand allein auf einer lauten und belebten Straße in einer ihm völlig unbekanntem Großstadt. Damit hatte er nicht gerechnet, dass sie ihn einfach auf die Straße setzen würden.

In seinem Kopf ratterte es.

Er holte das Handy aus der Hosentasche, um den Onkel anzurufen, der würde wissen, was er jetzt tun sollte. Aber noch in der Bewegung hielt er inne. Die Nummern! Er hatte alle Inhalte seines Handys gelöscht und vergessen sich die Telefonnummer oder die Adresse des Onkels zu notieren. Rashid setzte sich an den Randstein und starrte das dunkle Display an. ‘Idiot’, schalt er sich. Wie immer in Momenten der Angst

oder Unsicherheit wandte er sich an *Allah*. Sein Gott würde ihm den Weg weisen, so wie er es in den letzten Jahren immer wieder getan hatte. Taxi! Das war es. Er sprang auf die Beine. Er war in der Nähe des Flughafens. Rashid betrachtete das Polizeigebäude hinter sich und die grün leuchtende Tankstelle dahinter. Aus dieser Richtung waren sie gestern gekommen. Am Flughafen gab es jede Menge Taxis. Und viele der Taxifahrer waren sicherlich auch hier arabischer Abstammung. Mit ihnen konnte er reden. Er musste die Euro in Pfund wechseln, eine englische SIM-Card für das Handy erstehen und versuchen den Onkel ausfindig zu machen, oder ein billiges Zimmer.

Den kleinen, fast leeren Koffer hinter sich herziehend machte er sich auf.

Schon nach wenigen Minuten erblickte er eine lange Reihe schwarzer Taxis, die sich, kommandiert von einem dicklichen Mann mit gelber Warnweste, langsam vorwärtsbewegten, um die ebenfalls in einer langen Schlange geordnet wartenden Fahrgäste aufzunehmen. Rashid stellte sich hinten an. Es dauerte gut eine Viertelstunde, bis er an der Reihe war.

„Arabic?“, fragte er die gelbe Warnweste etwas unbeholfen, doch der Einweiser hatte gleich verstanden.

„Wait!“ Damit hielt er Rashid zurück und ließ ein paar hinter ihm Wartende in die nächsten heranfahrenden Taxis steigen.

„Khaled!“, schrie er dann über die Straße einem jungen Mann zu, der sich gerade neben seinem Fahrzeug eine Zigarette angezündet hatte und dann zu Rashid:

„Go there, he is arabic!“

„*Habibi*, ich brauche jemand der sich hier auskennt und mir weiterhelfen kann“, begann Rashid das Gespräch mit dem Taxifahrer.

„Bruder, da bist du bei mir goldrichtig“, zwinkerte ihm der Angesprochene zu und nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette.

Rashid erklärte ihm in kurzen Sätzen seine Situation und registrierte erleichtert, dass Khaled während seiner Erzählungen eifrig nickte.

„Edgware road. Wir fahren erst mal dorthin. Da hast du alles, vom Geldwechsel bis zum Handygeschäft, gutes Essen - alles arabisch!“ Der Junge zwinkerte wieder und trat die Zigarette aus.

„Ich kann dir auch ein billiges Zimmer organisieren“, fuhr er fort, „ist auch in der Gegend. Mein Freund hat ein Haus, er vermietet Zimmer. Die sind schwer in Ordnung und seine Mutter kocht...!“ Khaled rollte mit den Augen und schnalzte mit der Zunge.

„Danke, aber ich habe eine Adresse von der Polizei bekommen, außerdem möchte ich meinen Onkel finden, vielleicht kann ich ja dort ein paar Tage schlafen.“ Rashid blickte aus dem Fenster, es verwirrte ihn, dass die Autos auf der falschen Seite fuhren. Die Stockbusse hatte er auch in Wien geliebt und war, wann immer möglich oben ganz vorne gesessen, um einen guten Überblick über die Straßen rundum zu haben.

„Du kommst aus dem Irak?“ Khaled blickte in den Rückspiegel.

Rashid nickte.

„Na dann freue dich auf unser englisches Wetter!“ Der Junge blähte die Backen auf und blies die Luft lautstark heraus. „Das Wetter ist schrecklich hier. Aber sonst ...“ Er wiegte den Kopf zufrieden hin und

her.

„In dem Handygeschäft kaufst du dir am besten auch eine Karte für den Bus und die UBahn. Du musst nach der Oyster Card fragen. Die kannst du dann bei den Automaten immer wieder aufladen, das ist das billigste und damit kommst du überall hin. Du musst dir auch alle Rechnungen aufheben. Handy, Essen, Taxi, alles. Die vom Homeoffice wollen das sehen, sonst glauben sie dir nicht, wenn du kommst und sagst, dass du dein Geld aufgebraucht hast.“

Khaled redete und redete, während er das Taxi durch den Londoner Frühverkehr lenkte.

Rashid schwirrte der Kopf. Er hatte in der vergangenen Nacht nichts geschlafen und obwohl alles so neu und aufregend war, fielen ihm langsam die Augen zu und Khaleds Stimme klang immer weiter entfernt.

Nach gut einer halben Stunde, in der Rashid immer wieder eingenickt war, zeigte der Fahrer aus dem Fenster:

„*Habibi*, hier bist du zu Hause! Hier hast du alles, was du brauchst!“

An der breiten, stark befahrenen Straße reihte sich an beiden Seiten ein Geschäft mit arabischen Schriftzeichen an das andere. Als das Taxi an der Ampel stehen bleiben musste, registrierte Rashid ein libanesisches, ein irakisches und ein Restaurant mit palästinensischer Küche.

„Ja“, lächelte er erleichtert. „Halt einfach irgendwo an, wo ich meine Euro in Pfund wechseln kann und dann bekommst du dein Geld.“

Obwohl Khaled ihm noch einmal das Zimmer bei seinem Freund und die Kochkünste seiner Mutter ans Herz legte, verabschiedete sich Rashid

von dem Taxifahrer, nachdem er 290 Britische Pfund erhalten und davon 35 Pfund Fuhrlohn bezahlt hatte.

„Danke, *Habibi*, aber ich werde meinen Onkel finden und kann sicherlich ein paar Tage bei ihm schlafen.“

Etwa 50 Meter weiter die Straße zurück hatte er ein Handygeschäft gesehen. Das nächste, was er brauchte, war eine englische SIM-Card. Der Verkäufer, ein attraktiver Mann Mitte vierzig mit ein paar weißen Strähnen in Haar und Bart grinste breit, als er Rashids Dialekt und Ausdrucksweise erkannte.

„Hey Bruder, gerade angekommen, was?“

„Ja.“ Rashid lächelte ein wenig schief.

„Südirak oder Kuwait, hm?“

„Ja.“

„Wo?“

„Al-Jahra, Kuwait.“

„Ich wusste es!“ Der Mann klatschte vor Freude in die Hände und begann sofort mit einem Vortrag über die Vorzüge Großbritanniens, dem Land, in dem alles so viel besser war als in der alten Heimat.

„Ich bin schon seit 10 Jahren hier, es ist großartig. Du wirst sehen. Hier können wir atmen, hier können wir leben, so wie es uns gefällt und keiner stößt sich daran. Und an das Wetter gewöhnt man sich“, fügte er augenzwinkernd hinzu.

Während seiner Rede hatte der Verkäufer dem Neuankömmling ein Glas heißen, schwarzen Tee eingeschickt und süße Dattelkeks vor ihn hingestellt. „Die sind ganz frisch, hat meine Mutter gemacht.“